Offenheit, Toleranz, Respekt

Die SGG und die Schweiz im Zeichen des Wertewandels

Es gibt gute Gründe, gerade in dieser Nummer der «Revue» die Frage nach den gesellschaftlichen Werten, deren Zentralität bzw. deren hierarchischer Stellung zueinander sowie nach ihrem Verhältnis zu den bedeutenden Institutionen unserer Gesellschaft zu diskutieren. Dass sich Werte, ihre Interpretation und ihre normative Ausgestaltung im Laufe der Zeit verändern, ist nichts Neues. In den letzten 20 Jahren, das Stichjahr ist 1989, ist dies nicht nur in Osteuropa, sondern auch in Fernost und in der Folge global geschehen. Es verschärfen sich mithin auch die Diskussionen um die Werte und ihre Zentralität für unser Handeln. Ein Beispiel dafür ist die Initiative, die fordert, ein Verbot von Minarettbauten in der Schweiz in die Verfassung aufzunehmen. Durch die Finanzkrise wird vermehrt die Frage diskutiert, an welchen Werten sich wirtschaftliches Handeln zu orientieren habe und an welchen Werten und Orientierungen sich Einkommen und Profite messen lassen müssten, um als legitim zu gelten. Schliesslich ist diese Nummer der «Revue» die letzte, welche im 199. Jahr des Bestehens der SGG erscheint. Ein weiterer guter Grund, sich hinsichtlich des 200-Jahr-Jubiläums grundlegende Gedanken zu den Werten zu machen, auf denen unsere Gesellschaft fusst, fussen soll.
Die «SGG-Revue» hat zur Diskussion der Thematik drei Exponenten aus Wissenschaft, Wirtschaft und Kirche eingeladen.

Herbert Ammann: Wir danken Ihnen für die Bereitschaft, an diesem Gespräch für die «SGG Revue» teilzunehmen.
Als Erstes möchten wir Sie unseren Lesern vorstellen und nach Ihrem zentralen Bezug zur Thematik der gesellschaftlichen Werte fragen:
Peter Felber, Sie sind Theologe und PR-Berater und sind Inhaber eines Unternehmens. Daneben sind Sie ehrenamtliches Vorstandsmitglied der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) in Basel. Offensichtlich haben Sie eine gute Balance der Werte zwischen PR, Theologie, Unternehmertum und Engagement für das Gemeinwesen gefunden.
Gibt es da keine Wertekonflikte, und falls doch, wie lösen Sie diese?

Peter Felber: Es gibt für mich keine Wertkonflikte. Die Annahme, dass z.B. gemeinnützige Organisationen moralischer handeln als Unternehmen, ist falsch. Als PR-Berater bin ich z.B. an der Kommunikation von Entlassungen sowohl bei Unternehmen als auch bei NPOs beteiligt gewesen. Bei NPOs ist z.B. ein fairer Sozialplan für die Entlassenen keine Selbstverständlichkeit, im Unternehmen aber schon. Die NPO argumentiert dann etwa: Jetzt müssen wir Stellen streichen, weil wir zuwenig Geld haben. Dieses weniger gewordene Geld wollen wir jetzt für wichtige gemeinnützige Arbeit einsetzen und nicht noch an ehemalige Angestellte verschenken.

Herbert Ammann: Thomas Eberle, Sie sind Professor für Soziologie an der Uni St. Gallen. Sie müssen sich von Berufs wegen mit der Thematik der gesellschaftlichen Werte, deren Verhältnis zueinander und deren Wandel befassen. Umgekehrt ist die Orientierung an Werten und deren transparente Handhabung auch für die community of science Grundlage für das Funktionieren. Gerade da hat die erfolgsgewohnte Universität St.Gallen letzten Herbst mit Vorwürfen umgehen müssen, ich denke an den Vorwurf der zu einseitigen Ausrichtung und nicht an den Lehrstuhl für Wirtschaftsethik. Was können Sie uns dazu sagen?

«Die Annahme, dass z.B. gemeinnützige Organisationen moralischer handeln als Unternehmen, ist falsch.»

Thomas Eberle: Das ist eine schwierige Frage, sie enthält gleich mehrere Fragen und verlangt daher nach einer differenzierten Antwort. Wer die Universität als Institution versteht, die Werte generiert und diese gleichsam in die Gesellschaft hinausträgt, versteht meines Erachtens die Universität falsch. Die Universitäten sind andersgeartete Organisationen als etwa Unternehmen, die aufgrund ihrer Hierarchie eine einheitliche Unternehmenspolitik durchsetzen und nach aussen vertreten können. Universitäten leben vielmehr von ihrer inneren Vielfalt; sie bilden Basare von Ideen, theoretischen Perspektiven und Resultaten empirischer Forschung. Eine Universität vertritt gegenüber der Öffentlichkeit nicht eine Meinung als Korporation, sondern an ihr gibt es stets viele verschiedene Meinungen.

Zum Vorwurf der einseitigen Ausrichtung «der» Uni St. Gallen – wie gesagt: es gibt nicht die Uni – ich darf daran erinnern, dass das St. Galler Management-Modell bereits seit 1968 einen Stakeholder-Ansatz vertritt und den Shareholder-Ansatz als zu einseitig verwarf. Der Stakeholder-Ansatz geht davon aus, dass eine Unternehmung nicht einfach ein



Peter Felber ist reformierter Theologe und seit 1995 auch diplomierter PR-Berater. Er war Pfarrer und Kirchenratssekretär im Kanton Schaffhausen, danach Informationsbeauftragter der Basler Kantonalkirche. Heute ist er Partner der Firma int-ext Communications AG, einem Unternehmen für Kommunikationsberatung in Basel. Er berät dabei auch viele staatliche Organisationen sowie NPOs, Letztere auch in Marketingfragen. Er ist im Vorstand der gemeinnützigen GGG Basel und hat vier erwachsene Kinder.

Profitmaximierungsinteresse verfolgen darf, sondern ein multidimensionales Zielsystem haben muss, in dem die Interessen der verschiedenen Anspruchsgruppen (Kunden, Mitarbeiter, Kapitalgeber, Lieferanten, Öffentlichkeit usw.) ausbalanciert werden. Das heute dominierende Konzept des Shareholder-Values wurde in erster Linie von den Volkswirtschaftlern propagiert mit dem Argument, dass der langfristige monetäre Wert eines Unternehmens letztlich der zentrale Indikator für den Unternehmenserfolg darstellt. Die problematische Entwicklung der letzten Jahre war, dass der Shareholder-Value weitgehend mit den Börsenkursen gleichgesetzt wurde und ein immer kurzfristigeres Denken um sich gegriffen hat: Auch Daniel Vasella gestand in einem Interview, dass der Druck der Finanzanalysten und deren Orientierung an den Quartalsergebnissen einen Unternehmensführer dazu verführen, sich immer mehr auf kurzfristige statt auf längerfristige Erfolge zu konzentrieren (wozu auch die Boni-Regelungen ein wesentlichen Anreiz bildeten). Verheerend waren beispielsweise die Korrelationen von Mitarbeiterentlassungen und steigendem Börsenkurs: Ich kenne Betriebe, in denen kurz vor Quartalsende die Entlassung von soundso vielen Mitarbeitern angekündigt wurde, um den Börsenkurs der Firma noch etwas in die Höhe zu treiben. Diese Entwicklung ging aber nicht von der Universität oder der betriebswirtschaftlichen Forschung aus, sondern von der Wirtschaftspraxis.

Soviel also zum Vorwurf der Einseitigkeit an die Universität St. Gallen – im Krisenfall ist man oft etwas gar schnell mit Schuldzuweisungen. Natürlich aber vertritt jede Uni, so auch die Uni St. Gallen, bestimmte Werte und Normen, nämlich jene der Scientific Community. Es ist unsere Aufgabe, in unserer Forschung Werte wie Ehrlichkeit, Offenheit, intersubjektive Überprüfbarkeit und Integrität vorzuleben und auch den Studierenden zu vermitteln. Wissenschaftliches Arbeiten setzt beispielsweise voraus, dass man nicht aus Büchern oder vom Internet abschreibt, ohne die Quelle zu zitieren – sonst wird dies als Plagiat geahndet. In diesem Sinn vertritt auch die Universität Werte, es sind die Werte des Wissenschaftssystems.

«Eine Universität vertritt gegenüber der Öffentlichkeit nicht eine Meinung als Korporation, sondern an ihr gibt es stets verschiedene Meinungen.»

Herbert Ammann: Thomas Scheiwiller, Sie sind Physiker und aktuell Partner von PWC. Sie haben, ich darf sagen, als Pionier Aspekte der Ökologie und der Nachhaltigkeit erfolgreich in die PWC hineingetragen. Anders gesagt, Sie haben innerhalb der PWC den für einen Wirtschaftsprüfer gültigen Werten neue Werte zugefügt bzw. diese in die Unternehmenskultur integriert. Was waren/sind die Schlüssel zu diesem Erfolg? Die PWC hat in einem gewissen Sinne in Sie investiert, könnte man das so formulieren?

Thomas Scheiwiller: Ja, das kann man sicher so sagen. Um die Gründe zu erläutern, muss ich ebenfalls etwas ausholen. Die PWC ist ein Unternehmen, und alle Unternehmen sind zuerst einmal gewinn- und daher kundenorientiert, da bildet die PWC keine Ausnahme. Wenn ein Unternehmen ein Produkt anbietet, das der Kunde nicht mehr will, so muss es sich – oder mehr noch sein Produkt – anpassen. Damit einhergehend ist es für die Unternehmen zwingend notwendig – sofern sie profitabel bleiben wollen –, die Kundenseite zu beobachten und neue Segmente ausfindig zu machen, die sie gewinnbringend bewirtschaften können.
Mit der Thematik Nachhaltigkeit und Sustainability hat PWC ein solches Segment erkannt und darin investiert. Firmen legen ihre Tätigkeiten in Geschäftsberichten offen, und die PWC hat als Geschäftsprüferin die Aufgabe, dies zu überprüfen. Da nachhaltiges Wirtschaften an Wichtigkeit gewinnt, ist auch dessen Nachweis wichtiger geworden. Die PWC übernimmt die Aufgabe, dies zu prüfen. Somit ist Nachhaltigkeit ein direk-

ter Teil der Kundenarbeit, die PWC zu verrichten hat. Man kann daher sagen, dass der Wert der Nachhaltigkeit bei den Kunden an Bedeutung gewonnen hat und vielleicht weiter gewinnen wird und dass die PWC wie oben geschildert dieses Kundenbedürfniss in ihrem eigenen Interesse aufnimmt und bearbeitet.

Damit ich diesen Bereich bei der PWC aufbauen konnte, musste ich erst die richtigen Mitarbeiter an Bord holen. Wie aber rekrutiert man die richtigen Mitarbeiter? Die PWC hätte beispielsweise gerne mehr Frauen, dies ist aber ab einer gewissen Kaderstufe sehr schwierig, was mit der Einbettung der familiären Situation im Berufsalltag zu tun hat. Die Schweiz hat – im Vergleich zu den skandinavischen Ländern – ein noch nicht so ausgefeiltes Betreuungsnetz. Hinzu kommt, dass der Beraterberuf ein hohes Mass an Flexibilität voraussetzt, was mit Kindern teilweise nicht mehr zu vereinbaren ist.

Solche Entwicklungen bedeuten aber auch, dass Mitarbeiter aufgrund des gesellschaftlichen Wandels neue Ansprüche an die Arbeitgeber stellen, die das Unternehmen seinerseits wieder erfüllen muss. Auf der Ebene der Leitwerte hat sich die Frage der Arbeitsteilung verändert. Die Bindung an die Geschlechtsrolle hat sich flexibilisiert. Und in einem Weltkonzern wie der PWC gibt es unterschiedliche Ausprägungen der individuellen Lebensformen; beispielsweise ist Dänemark bezüglich der Familienrollen anders organisiert. Die vermehrte Einbindung der Frauen in die Erwerbsarbeit wertet auch die Familienarbeit auf. Die Männer in Dänemark können durchaus um 18.00 Uhr die Arbeit beenden mit der Begründung, es sei an ihnen, die Kinder von der Krippe abzuholen. Dies ist hierzulande noch immer nicht an allen Orten vorstellbar.

«Die Männer in Dänemark können durchaus um 18.00 Uhr die Arbeit beenden mit der Begründung, es sei an ihnen, die Kinder von der Krippe abzuholen.»

Auf alle diese individuellen Lebensformen muss ein Unternehmen aber eingestellt sein. Sie sehen, meine Arbeit bei der PWC geht Hand in Hand mit gesellschaftlichem Wandel und Wertewandel.

Herbert Ammann: Ende August ist im NZZ Verlag das Buch «Abschied von der Gerechtigkeit» von Katja Gentinetta und Karen Horn mit dem Untertitel «Für eine Neujustierung von Freiheit und Gleichheit im Zeichen der Krise» erschienen. Titel und Untertitel erwähnen gleich drei zentrale Werte: «Gerechtigkeit», «Freiheit» und «Gleichheit». Der handlungsleitende Begriff der Neujustierung macht deutlich, dass aus Sicht der Autorinnen das Verhältnis dieser Werte zueinander bzw. deren hierarchisches Verhältnis neu definiert und gesellschaftlich wirksam gemacht werden soll.
Im Weiteren wird auf die «Krise» verwiesen. Die Krise, wie auch immer sie analysiert und in ihrer Entstehung und ihren Auswirkungen verstanden wird, lässt es geboten erscheinen, über Werte und deren Verhältnis zueinander nachzudenken. Lese ich zu viel in diesen Titel hinein? Nicht im Sinn, ob die Leute, die den Titel gesetzt haben, diesen kurzen Überlegungen ebenfalls folgen können – immerhin erfolgt die Titelsetzung eines Buches auch aus Gesichtspunkten des Marketings –, aber dass dieser Buchtitel zentrale Werte unserer Gesellschaft zueinander in Beziehung setzt und implizit auch klarmacht, dass diese Beziehungen wandelbar sind und durch gesellschaftliche Realitäten verändert werden?

Peter Felber: Eine Neujustierung von Werten passiert regelmässig: Wertewandel ist nicht gleich Wertezerfall. Es entsteht da kein Werte-Vakuum. – Werte wie «Gerechtigkeit» stammen ja aus der biblischen, genauer der jüdisch-christlichen Tradition. Dazu möchte ich etwas als Theologe sagen:
Wir treffen diese für uns immer noch leitenden Werte wie «Gerechtigkeit», «Wahrheit» im Alten Testament. Dort werden sie aber im Sinn eines jüdischen Denk- und Handlungskonzeptes verwendet. Dieses unterscheidet sich vom griechischen philosophischen Denken. Platonsche Ideen sind abstrakte Vorstellungen in einer zeitlosen Sphäre des Idealen. Der griechische Philosoph will den Schein der Weltwirklichkeit durchdringen und das ideale Sein erkunden. Das jüdische Denken fragt nicht nach dem wahren Sein. Es geht um eine Lebenspraxis, die tätiges Zeugnis ist für den Glauben an Gott, ein Akt des Gehorsams im Sinn des Wortes – als umsetzendes Hören auf Gottes Forderung nach Gerechtigkeit in seinem Volk. Die Kernfrage lautet deshalb: Was muss geschehen, damit es jetzt und hier gerecht zu- und hergeht? Gerechtigkeit muss täglich geschaffen werden, Wahrheit muss sich bewähren, immer neu wahr werden. Sonst ist sie nichts wert, nicht mal als Ideal, enthält keine Wahrheit. Damit liegt der Fokus auf dem Handeln. Bei dieser Philosophie geht es um die Realisierung des Glaubens, dass sich göttliche Schöpfung durch die Geschichte hindurch ereignet, ereignen muss – als Neuschöpfung in jedem Geschichtsabschnitt. Wie Gottes Kraft am Anfang Leben schuf, so schafft er jeden Tag Leben – und der

Mensch ist gerufen, in diese Dynamik göttlichen Schaffens einzutreten.

Bezüglich der Frage nach den Werten und dem Wertewandel finde ich dies ein erfrischendes und Mut machendes Konzept. Da wird jede Resignation überwunden. So kann ich dem ständigen und raschen Wandel heute viel besser begegnen, ohne den Bezug zu Prinzipien aufzugeben. Gerechtigkeit erfordert in jedem neuen Kontext eine neue Praxis. So gehört die Neujustierung zum Wesen des Begriffs der Gerechtigkeit, die jetzt Wirklichkeit werden will. – Wir leben in einer Zeit, in der sich sehr viel verändert hat. Die Umstände sind völlig anders, als noch unsere Eltern sie angetroffen haben. Jede Generation spürt den Wandel vor allem, wenn sie der aufwachsenden Jugend zuschaut. Seit Menschengedenken ist die Klage bekannt, dass sich alles wandelt, verbunden mit der resignativen Befürchtung, dass die «heutige Jugend» das erste Anzeichen für den kommenden Verfall darstellt. Aber das hat noch nie gestimmt. Es ist immer weitergegangen, und vieles ist sogar besser geworden. Offenbar gibt es diese schöpferische Kraft der Selbstorganisation – und die erfordert Wandel. Ich teile deshalb die Angst nicht, dass der Wertewandel ein Wertezerfall ist.

Thomas Eberle: Ich finde diese Worte, von einem Theologen gesprochen, ausserordentlich erfrischend. Dass es in der jüdischen Kultur bei Fragen nach den Werten so sehr um die Lebenspraxis geht, war mir nicht bewusst. Was den Stellenwert von Werten in der Soziologie anbelangt, müssen wir etwas differenzieren. Der Wertebegriff wird in verschiedenen Bereichen ganz unterschiedlich verwendet. Wie Thomas Scheiwiller einleitend erwähnt hat, wird in der Ökonomie beispielsweise auch ein Unternehmen als ein «Wert» bezeichnet. Selbst innerhalb der Soziologie wird der Begriff vielfältig interpretiert, und seine analytische Kraft ist teilweise umstritten. Einzelne Soziologen gehen davon aus, dass die gesellschaftliche Ordnung auf gemeinsamen Werten der Mitglieder basiere und dass dieser Grundkonsens sehr wichtig für eine Gesellschaft sei. Andere argumentieren demgegenüber, dass moderne Gesellschaften derart komplex seien, dass es diesen Grundkonsens gar nicht mehr geben könne: Sie betrachten Gesellschaften daher als Systeme, die sich selbst generieren und organisieren. Werte haben dann allenfalls Legitimationsfunktion, d.h., man benützt sie, um Handlungen zu legitimieren.

«Gesellschaftlicher Wandel setzt Wertewandel voraus.»

Es liegt in der Natur der Werte, dass sie abstrakt sind. Und hier liegt auch ihr Problem. Je abstrakter wir werden – also beispielsweise von «sozialer Sicherheit» statt von «Mutterschaftsversicherung» reden –, desto eher können wir uns einigen. Werte sind daher auch kaum handlungsrelevant. Das zeigt sich anschaulich bei der Werteforschung. Wenn Institute für Demoskopie den Befragten hundert Werte vorlegen, die sie in eine Rangfolge bringen sollen, kommt beispielsweise heraus, dass «die Italiener» andere Werte als die wichtigsten betrachten als «die Deutschen». Diese «Italiener» existieren jedoch nur auf dem Papier und bilden ein Konstrukt. Die Ergebnisse sind wenig aussagekräftig, denn man kann daran nicht erkennen, wie die Befragten sich im Alltag tatsächlich verhalten: ob sie nur abstrakt über Werte gesprochen haben oder ihr Handeln auch daran orientieren.

Die heutige Gesellschaft ist gerade durch einen grossen Wertepluralismus gekennzeichnet. Dies kann man durch die Dynamik der Multioptionsgesellschaft erklären, die der St. Galler Soziologe Peter Gross in Form von drei Kernprozessen beschrieben hat: Optionierung, Enttraditionalisierung und Individualisierung. Einerseits werden immer mehr Optionen geschaffen, was man an der grossen Auswahl an Konsumgütern sieht. Andererseits entstehen gleichzeitig auch mehr Handlungsmöglichkeiten, weil die Traditionen nicht mehr bindend sind. Die Traditionen verschwinden zwar nicht, aber sie werden optioniert: Sie werden zu Möglichkeiten. Man muss nicht mehr heiraten, aber es wird noch immer geheiratet. Der Entscheid wird dem Individuum überantwortet: Man schreibt ihm nicht mehr vor, was es zu tun hat, es soll selbst entscheiden, muss dann aber auch die Folgen seines Entscheids selber tragen. Dadurch ist die Gesellschaft immer pluralistischer, komplexer und unübersichtlicher geworden und die Lebensmuster der Einzelnen individualisierter.

Thomas Scheiwiller: Ich kann hier nur zustimmen. Die soeben erwähnte Problematik trifft man übrigens auch in der Konsumentenforschung. Die Konstruktion wird hier besonders deutlich. Nehmen Sie beispielsweise einen Porsche-Fahrer, der Prix-Garantie- oder M-Budget-Produkte kauft, in der Konsumentenforschung ist dies schlicht undenkbar. Ein solcher Konsument kann gar nicht existieren.

Ich möchte noch etwas zu den Stichworten «Wandel» und «Selbstorganisation» anfügen. Gerade im Zusammenhang mit dem Internet finden sich zig neue soziale Formen und neue Gemeinschaften, die sich wieder organisieren. Gesellschaftlicher Wandel setzt Wertewandel voraus. Ich denke an all die Online-Communitys und Social Networks wie Facebook etc. Auch diese unterliegen jeweils einer sozialen Kontrolle durch ihre Akteure. Oder Wikipedia ist ein vergleichbares Phänomen. Soviel ich weiss, sind die Informationen auf Wikipedia genauer und aktueller als in vielen Lexika, die korrekte Wiedergabe von Informationen muss ein Anliegen aller Teilnehmer sein, sonst würde von den Autoren nicht so immens viel Zeit investiert.

In allen diesen selbstorganisierten Gemeinschaften ist eine – vielleicht auch unausgesprochene – Übereinkunft über die geltenden Regeln und Normen zu vermuten. Am Beispiel Wikipedia heisst dies, dass ihnen offensichtlich Werte wie Wahrheit, Präzision etc. allen gemeinsam wichtig sind.

Herbert Ammann: Das eben zitierte Buch ist auf dem Boden einer Zusammenarbeit von Avenir Suisse und dem Institut der deutschen Wirtschaft entstanden. So gesehen sind die Akteure einerseits Mitglieder von einschlägigen Disziplinen der wissenschaftlichen Gemeinschaft, andererseits sind sie aber auch parteiliche Vertreter der an diesen Fragen interessierten Institution Wirtschaft.
Die Frage der gesellschaftlichen Zentralität von verschiedenen Werten, bzw. deren hierarchische Stellung zueinander unterliegt in offenen Gesellschaften dem Diskurs. Es geht dann in erster Linie um die Durchsetzungsfähigkeit von verschiedenen Interessengruppen und auf welcher Ebene innerhalb des Diskurses sie sich manifestieren können.
Wenn Sie sich diesen gegenwärtigen Diskurs vor Augen führen, welche zentralen Diskurslinien sehen Sie, von wem wird er mit welchen Mitteln und Medien geführt, und welches sind aus ihrer Perspektive die wichtigsten Veränderungen seit 1989? 1989 wird hier deshalb als Prämisse verstanden, weil das Jahr den Zusammenbruch des so genannten sozialistischen Staatensystems und damit einhergehend die wirtschaftliche Hinwendung der Volksrepublik China zum Kapitalismus markiert. Das was wir heute Globalisierung nennen, wurde 1989 entscheidend angestossen und gefördert.

Thomas Eberle: Die Frage ist sehr komplex, denn in der modernen bzw. postmodernen Gesellschaft gibt es eine fast unüberblickbare Zahl von Diskursen, und jede Auswahl ist daher willkürlich. Seit 1989 sind vor allem jene Diskurse interessant, die nach dem Fall der Mauer eine Neuorientierung zu liefern versuchte. Der amerikanische Politikwissenschaftler Francis Fukuyama vertrat beispielsweise die These vom «Ende der Geschichte»: die kommunistische Welt ist zusammengebrochen, der Kalte Krieg ist beendet, der Kapitalismus hat endgültig obsiegt; damit gibt es nur noch ein System: die freie Marktwirtschaft. Dazu passt der Aufschwung neoliberaler Politiken in der WTO und auf anderen nationalen und internationalen Parketten, und schliesslich der Gegendiskurs ihrer Antipoden. Einen folgenreichen Diskurs hat auch Samuel Huntington angestossen mit seiner These, dass das 21. Jahrhundert von einem «Kampf der Kulturen» – wie «clash of civilizations» ins Deutsche übersetzt wurde – geprägt sein werde: vor allem der sinische (chinesische) und der islamische Kulturkreis würden den Westen herausfordern, der sich daher dringend auf seine Werte und seine Stärke besinnen müsse. Die Formel des Kampfs der Kulturen hat sich sehr verbreitet, sowohl in Bezug auf aussenpolitische als auch innenpolitische Fragen.

Thomas Scheiwiller: Das sehe ich ähnlich. Ich gebe Ihnen, Herr Ammann, zudem Recht, dass 1989 als Zäsur verstanden werden muss. Unsere Generation ist noch in einem bipolaren System aufgewachsen. Ich sage immer, wir waren die «Entweder-oder»-Gesellschaft, die heutigen Jungen wachsen in der «Sowohl als auch»-Gesellschaft auf. Die Wertepluralität hat zugenommen. Ich habe das bei meinen Kindern gesehen, die sind teilweise nach Hause gekommen und haben erzählt, dass es in gewissen Familien ganz anders läuft. Die Gesellschaft und mit ihr die Werte sind heterogener geworden, wir haben uns damals noch vermehrt unter «Unseresgleichen» befunden. Unsere Normen und Regeln waren sicher stabiler, es waren aber auch weniger. Das, was meine Kinder im Nahumfeld erleben, das erlebt ein Unternehmen auch im Weltmassstab.

Peter Felber: Das kann ich voll unterschreiben. Vielleicht nochmals ein Beispiel aus der Kirche: Mein Vater gehörte zu denen, die am Karfreitag dazu beigetragen haben, dass die Kirchen voll waren. Aber ich weiss, mit welchem Widerwillen er sich dem Ritual unterzog, das für ihn leer war, einfach weil es sich gehörte, dass er an der Seite meiner Mutter hinging. Es mag sein, dass die Kirchen damals voller waren als heute. Man muss sich in diesem Kontext aber auch die Bedingungen vor Augen führen, die das bewirkt haben. Damals gab es Regeln und Zwänge – einen hohen gesellschaftlichen Druck zum Handeln. Persönlich muss ich feststellen: Ich

hätte damals nicht Pfarrer einer solchen, zum Teil eben auch Zwangsgemeinschaft sein wollen – selber ebenfalls starken Zwängen unterworfen. Ich denke, es ist interessanter, sich in der heutigen Zeit als Pfarrer zu betätigen, im Wissen, dass die glaubenden Menschen für sich eine gewisse Wahl getroffen haben, die mir im Vergleich zu früher wesentlich authentischer erscheint.

Herbert Ammann: Das würde bedeuten, dass der Wert der Teilhabe an der Gemeinschaft so stark gewichtet wurde, dass sich das Individuum der Norm des Kirchgangs nicht entziehen konnte. Demgegenüber hat sich die Gesellschaft innerhalb einer Generation so gewandelt, dass heute die individuelle religiöse Freiheit viel stärker gewichtet wird und so gesehen kein sozialer Zwang zum Kirchgang mehr besteht.

Thomas Eberle: Genau. Es besteht noch die Option, in die Kirche zu gehen, aber nicht mehr die Obligation. Und die Wahl von Obligationen wird in der Regel bewusster überlegt, als wenn man etwas als nicht-hinterfragte Selbstverständlichkeit ausführt. Wenn ein Paar heute in die Kirche kommt und heiraten will, so kann man davon ausgehen, dass es sich das gut überlegt hat, da es im Gegensatz zu früher die Wahl bewusst getroffen hat. Um 1950 hätte man niemanden fragen müssen, wieso er heiratet, weil es einfach klar war, dass man heiratete, wenn man eine sexuelle Beziehung zu einem Partner haben wollte. Über Selbstverständlichkeiten können die Leute schwerlich Auskunft geben, über bewusste Wahlentscheide hingegen schon.

«Ich denke, es ist interessanter, sich in der heutigen Zeit als Pfarrer zu betätigen, im Wissen, dass die glaubenden Menschen für sich eine gewisse Wahl getroffen haben.»

Herbert Ammann: Heinrich Böll kritisiert bereits 1963 in seinem Roman «Ansichten eines Clowns» unter anderem die von der Kirche proklamierte institutionelle Einrichtung der Ehe. Die Romanfigur Hans Schnier wird von Marie, seiner grossen Liebe, verlassen, da Marie ein Leben an der Seite eines katholischen Freundes verbringen will, der sie, im Gegensatz zu Schnier, auch heiraten will.
Noch 1963 war die Werte setzende Kraft der beiden Landeskirchen derart, dass es einerseits für viele Menschen wie Marie undenkbar war, sich nicht daran zu halten, und es andererseits für den katholischen dissidenten Denker Böll Anlass war, sich in einem Roman kritisch mit dem damit verbundenen Eingriff in die Alltagswirklichkeit der Menschen auseinanderzusetzen.
Diese noch vor 50 Jahren weitgehend anerkannte und Werte setzende Kraft der beiden Landeskirchen ist heute fast ebenso weitgehend verschwunden. Ich würde behaupten, wenn er das Buch heute nochmals schreiben würde, wäre Marie vermutlich eher Mitglied einer Freikirche und würde Schnier zur Teilnahme überreden wollen.
Wie erklären Sie sich diesen enormen Bedeutungsverlust der beiden Landeskirchen in unserer Gesellschaft? Und, das scheint mir noch fast wichtiger zu sein, welche anderen gesellschaftlichen Institutionen sind an diese Stelle getreten, mit welchem Erfolg?

Peter Felber: Ich weiss nicht, wie sehr diese fundamentalistischen Glaubensgemeinschaften und Freikirchen wirklich die Rolle spielen, die man ihnen zuschreibt. Sie sind v.a. lautstark und wahrnehmbar, weil sie offensive Kommunikationsmittel und Medien einsetzen, gewisse Moralthemen aktiv mit Gegenbotschaften besetzen. Von allen Gläubigen machen sie doch nicht mehr als etwa fünf Prozent aus. Es gibt Menschen, die eine hohe soziale Kontrolle wollen und eine Glaubens- und Wertegemeinschaft suchen, die genaue Antworten vorgibt. Das stört mich nicht, wer das braucht, soll es auch finden. Für die Landeskirchen aber würde ich mir wünschen, dass sie besser mit der kulturellen Heterogenität und der Verschiedenheit der Menschen umgehen. Es gibt heute viele Lebensstile. Innerhalb dieser Lifestyle-Inseln, die unterschiedliche Optionen darstellen, müsste man authentische Brückenköpfe errichten, diese Heterogenität anerkennen und die Vielfalt kreativ fruchtbar machen – wie auf einem Marktplatz der Möglichkeiten. Die Menschen heute sind immer noch am Religiösen interessiert, allerdings sind sie dabei flexibler geworden und treffen die Wahl selbst. Man kann sich seine Werte heutzutage aus verschiedenen «Religionstöpfen» selber zusammenstellen, den Protestantismus und gewisse Züge des Buddhismus gleichzeitig gut zu finden stellt kein Problem mehr dar. Aber da findet doch Auseinandersetzung statt, und was da entsteht, ist authentischer.

Mein Sohn ist so ein Beispiel. Er hat Wirtschaft studiert in St. Gallen und hat während seiner Arbeit in den USA seine philippinische Frau kennengelernt. Wie mancher reformierter Pfarrerssohn steht er der Religion mit intellektueller Distanz gegenüber, ist aber überzeugtes Mitglied der Kirche. Wenn

er am Karfreitag seine katholische, praktizierende Frau in die Eucharistie begleitet, dann nicht wie sein Grossvater als Ritual, sondern weil er deren Glaubenspraxis als authentisch empfindet – und da gehört er dazu. Das macht er freiwillig mit.

Thomas Scheiwiller: Dies ist ein guter Punkt, den ich auch in meiner Arbeit teilweise so erlebt habe. Ich möchte aber auch feststellen, dass wir hier eine zutiefst eurozentristische Diskussion führen. In nichtwestlichen Ländern ausserhalb Europas funktioniert natürlich vieles schon ganz anders. Wenn ich mit jungen Menschen der PWC in Südafrika, aber auch in Südamerika zu tun habe, so merke ich, dass bei Werten und Lebenskonzepten himmelweite Unterschiede vorhanden sind, auch wenn wir alle in unserer Erwerbsarbeit über die globale Firma PWC verbunden sind. Die Religiosität ist dort viel tiefer in den Menschen verwurzelt, und es ist ganz klar, dass man sich zum Wohl der Gemeinschaft organisiert und sich um seine Mitmenschen kümmert. Wir hingegen sind eine Erlebnisgesellschaft. Wir gehen lieber ins Spa und lassen uns verwöhnen, wir meditieren oder gehen in uns, anstatt in die Welt hinauszublicken, am Leben teilzuhaben und uns mit anderen zusammen zu engagieren. Wir überlegen uns ständig, wofür wir Zeit aufwenden können und wo wir uns beispielsweise freiwillig engagieren. In Südamerika ist der kollektive Einsatz für die Gemeinschaft ein Grundwert.

Herbert Ammann: Daraus entnehme ich, dass Sie das bedauern bzw. dass Sie es begrüssen würden, wenn auch in der Schweiz bzw. in Europa der Wert der Gemeinnützigkeit, des Engagements für andere, die Idee, etwas für die Gemeinschaft, letztlich gar für die Gesellschaft zu tun, für die Leute wieder vermehrt handlungs- und lebensleitend würde.

Thomas Eberle: Ich bin auch der Ansicht, dass man bezüglich der Frage nach dem Bedeutungsverlust der Landeskirchen zwischen Kirche und Religion unterscheiden muss. Nur weil weniger Leute in die Kirche gehen oder die Kirche weniger Mitglieder hat, kann nicht gefolgert werden, dass die Menschen weniger religiös sind. Man kann auch zu Hause religiös sein, oder sich im Fernsehen Messen anschauen und Predigten anhören. In der pluralistischen Gesellschaft sind viele Leute aber weniger dogmatisch, sie basteln sich eine Patchwork-Religion, akzeptieren die Nächstenliebe des Christentums, die integrative Sicht des Hinduismus und die buddhistische Meditation – sie alle beschäftigen sich ja irgendwie mit Gott. Insofern sind auch die Jungen nicht weniger religiös, im Gegenteil, die Religionssoziologen sprechen gar von einer Rückkehr der Religion.



Thomas Eberle ist Professor für Soziologie an der Universität St.Gallen. Seine Forschungsschwerpunkte sind sind Wissens-, Kommunikations- und Kultursoziologie. Zwischen 1998 und 2005 war er Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie. An der Universität St. Gallen amtet er neben seiner Lehrtätigkeit als Co-Leiter des Soziologischen Seminars sfS HSG und ist verantwortlicher Dozent des Coaching-Programms. Er ist zudem Co-Editor des SEISMO Verlags, Sozialwissenschaften und Gesellschaftsfragen in Zürich.

Soziologenkollegen von mir haben beispielsweise den Weltjugendtag der römisch-katholischen Kirche 2005 in Köln untersucht und einige der 1,2 Millionen Jugendlichen zu ihren Motivationen befragt. Dabei ist herausgekommen, wie wir das einleitend bereits angetönt haben, dass die Jungen durchaus noch christliche Werte vertreten und diese auch gut finden, dass sie das Ganze aber eben etwas lockerer sehen. Ein Beispiel: Wenn man sie fragte, was sie denn von «kein Sex vor der Ehe» halten, wie der Papst dies predigt, so sahen sie darin kein grundsätzliches Problem, auch keinen Widerspruch zu ihrem Glauben selbst dann, wenn sie sich nicht an dieses Gebot halten. Im Gegenteil, seitens der Jugendlichen wurde Verständnis für den Papst aufgebracht, in seiner Rolle müsse er diese Botschaft ja einfach vermitteln.

Peter Felber: Mir gefällt dieses Beispiel vom Weltjugendtag sehr gut. Diese Zusammenkunft ist das, was man heute einen Event nennt. Und mit Event und Eventmarketing sind wir direkt in der aktuellen Zeit bei den heutigen Jungen angelangt. Heute bin ich Teil einer Lifestyle-Community. Jede hat ihre Events, darin gehe ich auf, tanke Erlebnisse von Sinn. Dieser Katholikentag mit seiner Ausstrahlungskraft zeigt gerade, dass sich die Werte eben nicht drastisch verändert haben. Junge Menschen sind davon fasziniert und nehmen daran teil. Die Idee der Kirche hat sich nicht verändert, sie sucht auszustrahlen – doch die Formen haben sich geändert.

Herbert Ammann: Ebenfalls seit etwa zwei Jahrzehnten hat Ethik Konjunktur. Es gibt immer mehr Bindestrich-Ethiken. Sowohl der Staat in seinen verschiedenen gesellschaftlichen Ausprägungen, wie auch andere gesellschaftliche Bereiche setzen Ethikkommissionen ein.
Tritt Ethik an die Stelle der Landeskirchen? Und Ethikerinnen und Ethiker an die Stelle von Pfarrerinnen, Pfarrern und Theologen? Was ist deren Legitimation und wie steht es mit der Transparenz von Interessenbindungen? Welche Ethik auf welcher Grundlage ist gemeint?

Thomas Scheiwiller: Ja, diese Ethiken, ich kann es schon fast nicht mehr hören. Für mich bedeuten all die Ethikkommissionen und die ausufernde Expertokratie, dass man nicht mehr selbst entscheiden will bzw. dass die Entscheidung abgeschoben wird und jemand anders sie zu treffen hat. Natürlich braucht es für einzelne Entscheidungen den Rat von Experten, die Experten sollen aber eine Entscheidung nur begünstigen und möglich machen und sie nicht selber treffen. Wir leben in einer Zeit von ausufernder Expertokratie. Offensichtlich gibt es nicht mehr genügend Entscheidungsträger, welche den Mut aufbringen, sich zu entscheiden, ja auch mit dem Risiko, dass ein Entscheid auch einmal nur teilweise richtig oder nicht richtig sein kann.

«Wir leben in einer Zeit von ausufernder Expertokratie.»

Thomas Eberle: Auch ich finde diese Ethikkommissionen problematisch, umso mehr, wenn man sie in immer mehr Bereichen institutionalisieren will. Es stellt sich auch schlichtweg die Frage, wo man denn all diese Ethiker rekrutieren will, die sich als Spezialisten zuständig fühlen, über ethische Fragen zu diskutieren. Ich stimme mit Thomas Scheiwiller überein, dass Ethikkommissionen Expertenkommissionen unter vielen sind. Sind sie denn überhaupt fachkundig genug, um einen komplexen, z.B. medizinischen Sachverhalt richtig verstehen zu können, bevor sie ein ethisches Urteil fällen? Weil man politisch nicht gegen Ethik eintreten kann, entstehen nun höchst problematische Entwicklungen, indem immer mehr Ethikkommissionen geschaffen werden. Dazu ein aktuelles Beispiel: National- und Ständerat haben in diesem Sommer über ein Humanforschungsgesetz beraten, das zuerst die biomedizinische Forschung regeln wollte, dann aber unter der Hand auf alle Wissenschaften angewendet werden sollte mit der Idee, die medizinische Forschung sei ja Forschung am Menschen und es leuchtete ein, dass es sinnvoll ist, hier Regeln für den Umgang der Forscher mit diesen Menschen zu definieren; also zum Beispiel seine Einwilligung einzuholen, bevor er Objekt einer Forschung wird. Wenn man dieselben Regeln auf die Sozialwissenschaften überträgt, wird es absurd. Wenn man vor einem Experiment die Versuchspersonen oder vor einer Befragung die Befragten über den Forschungszweck informieren muss, beeinflusst man dadurch ihr Verhalten, und die Forschungsresultate sind unbrauchbar. Kein Mensch aber hat sich im Vorfeld solche Gedanken gemacht, und dann wird von Parlamentariern etwas entschieden, das sie nicht studiert haben und das sie auch nicht wirklich interessiert – im Zweifelsfall ist man natürlich für die Ethik, weil man nicht gegen Ethik sein kann. Selbst wenn die Folgen auch noch so unsinnig sind. Glücklicherweise hat der Ständerat schliesslich noch opponiert.

Peter Felber: Wir haben gegenüber früher eine veränderte ethische Situation – und die Wahrnehmung des ethischen Entscheides durch die Menschen ist anders. Ich habe etliche Mandate im Gesundheitswesen. Da gibt es heute viele Situationen, in denen ethische Entscheidungen gefällt werden müssen, die es früher nicht gab. Früher musste man jemanden sterben lassen, weil man kein Mittel dagegen hatte. Heute hat man eines, aber nicht für alle, oder es ist nicht in jedem Fall gut – und man weiss nicht, was in einem bestimmten Fall besser wäre. So viele Fragen – und nur eine Handlung ist möglich! Zudem muss man heute oft zwischen einer schlechten und einer noch schlechteren Option entscheiden, etwa in der Wirtschaft bei Restrukturierungen und Entlassungen. Heute haben Entscheidungen oft weitreichende Konsequenzen – oder wir sind uns dieser Konsequenzen viel mehr bewusst. Früher konnte man eher aus einer Rolle heraus handeln. Wenn man dies im Rahmen der moralischen Erwartungen tat, war es einfach gut. Da kam dann kein «10 vor 10»-Journalist und fragte: Finden Sie das fair, was Sie da gemacht haben? Das war eben einfach der Lauf der Welt.

Herbert Ammann: Eingangs habe ich von konkurrierenden Werten im Buchtitel gesprochen.
Mein Eindruck ist, dass seit einigen Jahren vor allem der Wert der Sicherheit auf Kosten des Wertes der Freiheit an Zentralität gewinnt. Ich denke da an verschiedenste Entwicklungen, z.B. im Bereich der Gesundheit, der Wahrnehmung von Kriminalität, von Globalisierungsängsten, und dies im Diskurs nicht nur hinsichtlich der heute handelnden Generation, sondern ebenso hinsichtlich der heranwachsenden Generation. Allgegenwärtig sind Verunsicherungen im ökolo-

gischen Bereich und der Wunsch nach Sicherheit der Orientierung im eigenen alltäglichen Handeln. Offensichtlich sind immer mehr Menschen bereit, dafür auch einen Freiheitsverlust in Kauf zu nehmen.
Teilen Sie diese Einschätzung, und welche Entwicklungen im Verhältnis der Werte zueinander beobachten Sie? Wie erklären Sie sich diese Entwicklung(en)?

Thomas Eberle: Nun, ich glaube, Freiheit vs. Sicherheit ist ein altes und bipolares Denken. Man sagt ja, Freiheit impliziere staatliche Deregulierung und Sicherheit mehr staatliche Regulierung. Je mehr Optionen dem Einzelnen zur Auswahl stehen – was immer auch einen hohen Wohlstand voraussetzt – und je individualisierter die Wahlentscheide ausfallen, desto grösser wird auch die Unsicherheit. Die Zukunft wird immer unberechenbarer. Wir sprechen dann allerdings nicht von Unsicherheit, sondern von Ungewissheit. Das einzig Gewisse der Zukunft ist ihre Ungewissheit. Und der zunehmende Wertepluralismus führt dazu, dass die Menschen auch die Relativität ihrer eigenen Werte erkennen.

Peter Felber: Für mich lenkt der Antagonismus Freiheit vs. Sicherheit etwas ab. Es gibt nämlich keine Sicherheit. In der protestantischen Lehre ist Freiheit eine Voraussetzung für den handelnden Menschen. Er kann sich aber durch sein Handeln den Himmel nie verdienen. In der Sprache der Reformatoren heisst das: Er ist «gerechtfertigt durch die Gnade». Damit entsteht eine grosse Entlastung. Bei meinem Handeln geht es nicht ums ewige Heil. Und so konnten sich die Reformatoren eben fröhlich dazu bekennen, dass der Mensch «simul iustus et pecator» ist. Also er ist Gerechter – und zugleich auch Sünder. Das hat eine befreiende Auswirkung: Ich soll zwar im Leben danach streben, gerecht zu handeln und Gerechtigkeit zu mehren. Aber ob meine Idee über die richtigen Massnahmen und mein Handeln auch in allem richtig ist, kann ich nicht und kann niemand wissen. Nur durch diese Unsicherheit muss ich mich nicht bremsen lassen. Es wäre fatal, wenn ich so lange über das richtige Handeln nachdenke, bis ich vermeintlich ohne Risiko handeln kann. Leben kann auch misslingen, jeder Mensch ist fehlbar und lebt in seelischen und moralischen Widersprüchen. In meiner Freiheit soll ich nun gerade nicht das absolute Risiko anstreben, sondern verantwortlich, aber auch mutig handeln, frei von Angst vor drohender Schuld meinen eigenen Weg finden. Es gibt keine Sicherheit, dass ich das Rechte tue und ein Gerechter werde, der in den Himmel kommt. Ich denke, dass in der katholischen Kirche mit der Institution der Beichte eine ähnliche Entlastung des Menschen verbunden ist. Freiheit ist wichtiger als Sicherheit – und das war früher eben die Sicherheit, das absolut Richtige zu tun und in den Himmel zu kommen. Ob sie in den Himmel kommen, kümmert heute manche vielleicht nicht mehr. Aber die Angst vor dem Risiko hat immer noch Dimensionen, als ob es da um Himmel und Hölle gehen würde.

Herbert Ammann: Sie wollen sagen, die reformierte Kirche braucht den freien Menschen?

Peter Felber: Auf jeden Fall. Die Kirche die den freien Menschen nicht fördert, aus der würde ich sofort austreten.

Herbert Ammann: Menschen sind auf Werte und davon abgeleitet auf handlungsleitende Normen angewiesen. Manche mehr, manche weniger. Werte und Normen sind nicht nur Richtlinien für das Zusammenleben, das Gestalten der Gegenwart und der Zukunft, einer Gemeinschaft, einer Gesellschaft und zunehmend der Menschheit und des Planeten, sie sind auch wichtige Richtlinien für das Handeln und die Lebensgestaltung der einzelnen Menschen.
Die Marie aus Bölls «Ansichten eines Clowns» orientierte sich an der Lehre der katholischen Kirche. An welchen gesellschaftlichen Institutionen orientieren sich die Menschen heute? Was bedeutet die Konkurrenz von verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen, die sich teilweise durch einen partikulären, teilweise aber auch durch einen totalitären Charakter auszeichnen, für die Orientierung der Individuen? Ist es nicht so, dass wenn die Ungewissheit zunimmt, die Leute auch nach einem festen Halt suchen? Daher der Aufschwung von Sekten und Freikirchen?

Thomas Eberle: Dem würde ich dezidiert widersprechen. Es gibt wohl Leute, die nach einem festen Halt suchen und sich liebend gern an gewissen Dogmen orientieren und sich mehr oder weniger auch um sie herum organisieren. Das ist aber nur eine kleine Minderheit in der Gesellschaft. Ich habe nicht den Eindruck, dass die Schweizerinnen und Schweizer in ihrer Mehrheit an der vieldiagnostizierten Sinnkrise leiden und totalitäre Strukturen oder die Einbindung in eine geschlossene Gemeinschaft suchen.

Peter Felber: Ich vertrete diesbezüglich eine ähnliche Auffassung. Wie ich vorher bereits erwähnt habe, sehe ich in den evangelikal-fundamentalistischen (Frei-)Kirchen keine Gefahr. Solche Gemeinschaften müssen straff und sozial dicht orga-

nisiert sein, sonst funktionieren sie nicht, eine Öffnung nach aussen, zur Vielfalt hin würde ihr System zerstören. Deshalb müssen sie radikal sein und können sich auf keine Kompromisse einlassen. Mich stört es nicht besonders, wenn jemand seine weltanschauliche Sicherheit nach dem Motto herstellt: Ich muss im dunklen Wald nur laut pfeifen, dann habe ich weniger Angst. Ich für mich möchte aber diesen fundamentalistisch-dogmatischen Weg nicht gehen. Das Geheimnis des Lebens ist für mich zu faszinierend. Ich will die Freiheit haben, die Fragen zu stellen, die ich habe –, und ich erwarte davon einen Prozess des Nachdenkens und des Austauschens von Antwortfragmenten, ich erwarte keine festen Antworten, die ich halt glauben muss. Das gilt auch für Werte – sie leiten wie Sterne, aber sie ersetzen nicht die Reise und schon gar nicht die Planung meiner Reise und das Setzen meiner Reiseziele.

«Das Schlechteste, was einem Unternehmen passieren kann, sind Mitarbeiter, die nicht entscheiden.»

Herbert Ammann: Wer entscheidet im Konfliktfall, nach welchen Richtlinien entschieden werden soll, und garantiert damit die notwendige Sicherheit der Beziehungen der verschiedenen Werte untereinander und der darauf beruhenden Rechtssicherheit innerhalb der Gesellschaft, aber auch in ihren Subeinheiten? Als konkretes Beispiel kommt mir die Schweinegrippe in den Sinn, tagtäglich berichten uns die Medien über Gefahren und Massnahmen. Massnahmen die getroffen werden, damit wir uns sicher fühlen.

Thomas Scheiwillier: Sicherheit ist ein schwieriger Begriff. Bei der Unterscheidung zwischen effektiver Sicherheit und der subjektiven Wahrnehmung davon, beispielsweise bei der Einschätzung, wie hoch die Chance ist, dass mir ein Verbrechen passiert, da ist die Angst teilweise sehr gross, und die subjektiven Einschätzungen liegen bei siebzig Prozent, während die reale statistische Chance bei einem Prozent liegt. Man sieht ja auch, wie oftmals mit dem Sicherheitsbegriff und der Angst operiert wird, teilweise werden ja ganze Nationen auf Angst gebaut, wie uns Michael Moore in seinen Filmen eindrücklich demonstrieren konnte.

Jemand, der unter Angst handelt, tut dies natürlich immer gehemmt und nicht mutig. Daher sind die Sicherheit und die Angst gefährliche Begleiter. Als Unternehmer ist es beispielsweise fatal, Angst zu haben, da Angst lähmt, im Unternehmertum aber Entscheidungen gefällt und Risiken eingegangen werden müssen. Das Schlechteste, was einem Unternehmen passieren kann, sind Mitarbeiter, die nicht entscheiden.

Thomas Eberle: Ich stimme meinem Vorredner zu, Sicherheit ist ein schwieriger Begriff. Vor allem muss man sich darüber im Klaren sein, ob man von objektiver Sicherheit bzw. Gefährdung spricht oder von der subjektiven Wahrnehmung der Sicherheit. Die Wahrscheinlichkeit, in der Schweiz Opfer eines Einbruchs oder eines Raubüberfalls zu werden, ist beispielsweise sehr klein. In Umfragen schätzen die Leute ihre Gefährdung aber viel höher ein, weil sie täglich in der Zeitung von solchen Vorkommnissen lesen und dann direkt auf sich schliessen: Das könnte mir doch genauso passieren. Zudem werden auch katastrophale Grossereignisse ganz unterschiedlich eingeschätzt.

Nehmen Sie zum Beispiel die spanische Grippe von 1918. Damals sind rund 25 Millionen Menschen der Grippe zum Opfer gefallen, im Vergleich dazu: Im 1. Weltkrieg waren es 17 Millionen. Trotzdem erscheint der 1. Weltkrieg um ein Vielfaches öfter in den Geschichtsbüchern als die spanische Grippe, die im Gegensatz dazu praktisch keine Erwähnung findet. Dies liegt daran, dass der Krieg von Menschen gemacht ist und einen spannenden Verlauf hatte, während die Grippe quasi als Naturkatastrophe über die Menschen hereinbrach und einen langweiligen Verlauf hatte: Überall wurden Menschen infiziert, sind auf dieselbe Weise erkrankt und teilweise daran gestorben.

Peter Felber: Ich teile diese Ansicht. Und möchte anfügen, wir sind jetzt gegen die Schweinegrippe alle aus einem einzigen Grund derart gut gewappnet: Die WHO hat eine hohe Warnstufe ausgerufen – und sich damit auch als sehr wichtige Organisation profiliert! Und jetzt will sich doch kein Regierungsverantwortlicher in irgendeinem Land und irgendeinem Kanton der Gefahr aussetzen, dass man ihm in einem halben Jahr vorwirft, es habe Tausende von Toten gegeben, weil er eben nichts gemacht habe. So halten wir jetzt eben die grösste Katastrophenübung ab, die es in der Schweiz je gegeben hat. Ist ja gut, dass wir es einmal geübt haben!

Thomas Eberle: Die subjektive Wahrnehmung wird natürlich heute auch medial beeinflusst, darüber haben wir bis jetzt ja noch gar nicht gesprochen. Die Diskurse finden oftmals in den Medien statt.

Thomas Scheiwiller: Das ist richtig. Der Diskurs, wie er in den Medien geführt wird, spiegelt die Realität nur bedingt. Man findet heute praktisch keinen durchrecherchierten Artikel mehr, das ist alles nur noch zusammengestiefelt und abgeschrieben, um so schnell wie möglich publiziert zu werden. Bestenfalls gute Informationen finden sich noch in Wochenzeitungen, und es gibt nur noch wenige Zeitungen, die überhaupt in Qualität investieren.

Peter Felber: Die Macht der Medien ist natürlich bedingt durch ihre einstige Rolle als vierte Gewalt im Land. Der anwaltschaftliche Journalismus hatte seinen Wert. Das Aufdecken von Missständen und der Fingerzeig auf fehlbare Zustände in der Gesellschaft haben zu einer Kontrolle des politischen Systems geführt. Heute haben sich die Existenzbedingungen für die Medien geändert. Der Zürcher Mediensoziologe Kurt Imhof redet da von Empörungsbewirtschaftung: Ich muss Skandale aufdecken, um Leser und Hörerinnen zu binden. Und da es eben nicht so viele Skandale gibt, nimmt man auch Skandälchen und scheinbare Missstände. Es interessiert doch morgen nicht mehr, ob der Missstand echt gewesen ist. Notfalls kann man sich dann ja über denjenigen empören, der den vermeintlichen Missstand angeklagt und damit Unschuldige zu Opfern gemacht hat.

Herbert Ammann: Ich komme nochmals auf meine Frage zurück: Wer entscheidet im Konfliktfall bzw. welche Mechanismen der Regulierung kennen unsere Gesellschaften? Kann das noch von einem einzelnen Staat, vor allem von der Exekutive und auf der Ebene der normativen Umsetzung von der Exekutive bzw. der Judikative geleistet werden?
Sind es internationale Organisationen, wie die Diskussionen um die «Richtigkeit» von wirtschaftlichem Handeln, von Gehältern und Boni bis hin zur Steuergerechtigkeit nahelegen? Sind es die sozialen Netze, in die wir eingebettet sind, oder vielleicht doch die Wirtschaft mit ihrem breiten Angebot zur Konsumation?

Thomas Eberle: Es sind viele Instanzen involviert: lokale, regionale, nationale, supranationale. Sodann staatliche Verwaltungen, NGOs, Unternehmen usw. Es ist ein ziemlich komplexes Geflecht, und gibt überall Aushandlungsprozesse, die als Ganzes nicht nach einem festen Muster ablaufen. In Gesundheitsfragen ist es vielleicht etwas einfacher: da sind die Zuständigkeiten geregelt, es gibt die WHO, und natürlich sind auch die Standesorganisationen der Ärzte sowie die pharmazeutische Industrie mit ihrer Fachkompetenz involviert. Komplexer aber war beispielsweise die Finanzkrise, und es war nicht vorauszusehen, wie dort die gegenseitige Abstimmung gelingen könnte.

Peter Felber: 10000 Jahre Menschheit nähren mein Vertrauen in die menschliche Selbstorganisation. Sie funktioniert – auch über Krisenzeiten hinweg. Auch in Zukunft wird man in diesem Sinn ethische Fragen – zum Teil ganz neue Herausforderungen, aber jede Zeit hatte Neues zu bewältigen! – durch gesellschaftliches Bearbeiten, durch einen Kommunikationsprozess über die Normen beantworten müssen. Hier stellt der liberale Verfassungsstaat und die Entwicklung eines entsprechenden Rechtssystems ein wichtiges Instrument der Grenzziehung dar. Er ist eine kulturelle Errungenschaft.



Thomas Scheiwiller ist Partner bei PricewaterhouseCoopers und in seiner aktuellen Funktion Leiter Governance, Risk & Compliance Services in der Schweiz. Er ist studierter Physiker und hat zudem an der ETH Zürich in Physik promoviert. Thomas Scheiwiller hat über 20 Jahre Erfahrung in den Unternehmensbereichen Governance, Risk Management and Compliance.

«Ehrfurcht vor dem Leben!» hat Albert Schweitzer empfohlen. Seine Einsicht lautete: «Ich bin Leben, das leben will, umgeben von Leben, das leben will.» Dieses Mantra löst keine ethischen Probleme. Ich glaube aber, dass es einen Schlüssel für jede Lösungssuche beinhaltet. Ich halte es für sinnvoll, beim Debattieren über ethischen Fragen beständig dieses Mantra zu murmeln. Es enthält Weisheit, es nährt den Zweifel bei einfachen Lösungen. Es fordert auf optimistischer Basis kritisch eine Anwaltschaft für das Leben Anderer ein! Zweifeln an Lösungen ist eine wichtige Tätigkeit der Ethik! Der Zweifel ist eine fruchtbare ethische Norm.

Herbert Ammann: Bitte formulieren Sie in einem Satz, was Sie sich für den gesellschaftlichen Wertediskurs wünschen, bzw. was Sie als unverzichtbar erachten.

Thomas Scheiwiller: Ich wünsche mir mehr langfristiges Denken, um nicht zu sagen Nachhaltigkeit. Zudem erscheint mir Transparenz ausserordentlich wichtig. Dies will heissen – speziell in wirtschaftlicher Hinsicht –, seine Absichten offenzulegen und transparent über Vorgehen, Risiken und Probleme zu informieren.

Peter Felber: Die Trendforscher nennen einige Werte, die mir einleuchten: In einer Zeit, in der sich sehr vieles mit Geld erkaufen lässt, gewinnt das Einmalige an Wert. Und damit durchaus verbunden: «Authentizität» wird ein wichtiges Sinnziel, nach dem viele Menschen streben. Ich will mich selber sein, meinen Sinn finden – und mich als einmalig und wertvoll erfahren. Es spürt aber jeder: Das geht nur zusammen mit anderen. Und hier haben dann Engagement, Gemeinsinn wieder ihren Nährboden. Es kommt schon gut. Auch wenn es ganz anders kommt, als die Vergangenheit war. Aber ich sehe nicht schwarz.

Thomas Eberle: Ich bin überzeugt, dass die Dynamik der Multioptionsgesellschaft sich fortsetzen und die Gesellschaft sich noch weiter ausdifferenzieren wird. Sofern wir keinen wirtschaftlichen Zusammenbruch erleben, wird sich daher auch der Wertepluralismus verstärken. Ich finde es schwierig, sich auf einzelne Werte festzulegen. Sobald man einige als wichtig bezeichnet, vergisst man andere, die aber ebenso wichtig sind. Wichtiger, als über abstrakte Werte zu sprechen – und darauf beschränken sich die Wertediskurse allzu oft –, ist meiner Ansicht nach, über Lebenspraxen zu sprechen. Denn letztlich kommt es darauf an, auf welche Weise man die Werte im Alltag lebt.

Herbert Ammann: Wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Mitarbeit Text
Natascha Wey

SGG ■ SSUP

OKTOBER/NOVEMBER 2009
148. JAHRGANG

5

REVUE

Revue der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft
Revue de la Société suisse d'utilité publique
Rivista della Società Svizzera di utilità pubblica
Periodic svizzer ad ütil public

Hans' Werte:

Offenheit

Toleranz

Respekt



1. August 2009: Bundesfeier auf dem Rütli

Inhalt

EDITORIAL ■ EDITORIAL
Annemarie Huber-Hotz, Präsidentin SGG 5

IM BLICKPUNKT ■ POINT DE MIRE
Offenheit, Toleranz, Respekt. Die SGG und die Schweiz im Zeichen des Wertewandels
Round-Table-Gespräch mit Thomas Eberle, Thomas Scheiwiller,
Peter Felber und Herbert Ammann 6

AKTUELL UND WISSENSWERT ■ NOUVELLES BREVES
Tu es musulman, non? Urs Hafner 18

FORUM DER GESELLSCHAFTEN ■ FORUM DES SOCIETES-MEMBRES
Bundesfeier 2009 auf dem Rütli 19
Discours de Joëlle Kuntz 20
Rede von Peter von Matt 24
Freiwilligenporträt 29

VERANSTALTUNGEN, KURSE ■ MANIFESTATIONS, COURS
Verschiedene Veranstaltungen 30

UND ÜBRIGENS... ■ D'AILLEURS...
Prof. Dr. Hansjörg Siegenthalter,
Präsident Kommission Geschichtsschreibung SGG 32